

Die Ungunst der Verhältnisse erhellt daraus, „daß im Jahre 1901 sich von den 3398 Betrieben unserer Genossenschaft ungefähr 50 im Konkurs befanden, und daß gegen 1076 Betriebe Antrag auf zwangsweise Weitreibung des Umlagebeitrags für das Jahr 1900 von uns gestellt werden mußte.“

Also 50 Konkurse bei 3398 Betrieben, und 81 Prozent derselben mußten erst durch die Gerichtsvollzieher zur Zahlung „aufgefordert“ werden!

Die Zahl der im Jahre 1901 gemeldeten Unfälle betrug 7799 (8797 im Vorjahr): auf 1000 versicherte Personen kamen 83,05 Unfälle.

Davon wurden aber nur 1061 Fälle entschädigungspflichtig, so daß also 6738 Unfälle gar nicht berücksichtigt wurden. Die Zahl der Versicherten hatte im Berichtsjahr um 5538 = 5,57 Prozent, die Zahl der gemeldeten Unfälle um 998 = 11,84 Prozent abgenommen. Entschädigt wurden 1061 Unfälle, gegen 1054 des Vorjahres.

Der technische Aufsichtsbeamte der Berufsgenossenschaft beklagt es, daß die Zahl der entschädigten Unfälle sich nicht vermindert habe und meint: „Es macht sich in den Kreisen der Versicherten immer mehr das Bestreben geltend, aus dem Gesetz Nutzen zu ziehen, so daß viele Unfälle, welche früher nicht beobachtet wurden, nachträglich noch angemeldet werden; in solchen Fällen ist dann meist eine Verpflchtung der Berufsgenossenschaft anzuerkennen.“

Der gute Mann sollte sich doch freuen, daß die Arbeiterschaft endlich mehr die sozialpolitischen Gesetze kennen lernt und berechtigte Anträge auf Rente stellt, die „in nicht seltenen Fällen anerkannt werden“ mußten. Auch der Herr Vertrauensarzt der Berufsgenossenschaft befaßt sich in seinem Bericht mit „der starken Zunahme der Rentenbewerber“. Er glaubt, „daß hieran besonders die schweren Erwerbsverhältnisse der Arbeiter schuld gewesen sind“. Zum Theil hat er ja recht, wenn er weiter meint: „Wenn nach beendetem Heilverfahren die Verletzten in ihre alte Arbeitsstelle einrücken und ihre früheren Löhne beziehen, dann denken sie selten daran, zweifelhafte oder ungerechtfertigte (!) Rentenansprüche zu erheben; wenn sie aber, wie dies im verfloffenen Jahre leider oft der Fall war, keine Arbeitsgelegenheit vorfinden und zugleich das bisher empfangene Krankengeld und den sogenannten Unfallzuschuß nicht mehr erheben konnten, dann lag es nahe, daß viele von ihnen an die Berufsgenossenschaft mit Ansprüchen herantraten, die absolut (!) ungerechtfertigt waren.“ Daß die Ansprüche so absolut ungerechtfertigt sind, ist nur vom Unternehmerstandpunkt aus so absolut sicher; Ärzte, welche die Interessen der Arbeiter im Auge haben, denken darüber weniger absolut absprechend!

Das Jahr 1902 zeigt keine Besserung der Lage des Arbeitsmarktes und wird deshalb die Berufsgenossenschaft auch künftig in gewohnter Weise eine große Anzahl „Rentenbewerber“ abzuweisen haben, um eine weitere Erhöhung der Umlagebeiträge den Unternehmern zu ersparen.

E. G.

## ¶ feuilleton. ¶

Maurice Maeterlinck.

Von Henriette Roland Holst.

(Schluß.)

V.

Eine große Veränderung weist das 1897 erschienene Werk „La Sagesse et la Destinée“ (Weisheit und Schicksal) auf. Hierin versucht Maeterlinck, sich zu befreien, zu entkommen aus den Mauern, die er selbst errichtet hat. Er hatte gesagt: „Wir werden getrieben und wissen nicht, wohin — eine Macht, die wir nicht kennen, beherrscht uns.“ Weiter konnte er in dieser Richtung nicht gehen.

Nun aber dachte er: „Sollte nicht ein Theil unseres Bewußtseins dennoch auf unser Loos Einfluß haben, sollten wir nicht theilweise unser Schicksal selbst schreiben?“ So trachtete er aufs Neue, zu entkommen — nicht, wie früher, indem er sich über das Unglück erhob, sondern indem er nun versuchte, ob es nicht durch Weisheit einzudämmen, zu verkleinern wäre. Er blickte auf die Menschen, er blickte auf die Geschichte, und er sagte: „Ja, das Schicksal formt unser äußeres Leben, es beherrscht unser Loos; wie es aber auf uns wirkt, das hängt von unserer Weisheit ab. Unsere Weisheit bestimmt die Farbe unseres Lebens.“

„Der am meisten aktive Theil dessen, was wir ‚Schicksal‘ nennen“, so sagt er auf Seite 46 und 47, „ist eine von den Menschen erschaffene Macht. Wohl ist sie ungeheuer groß, aber doch selten unwiderstehlich. Sie entsteigt nicht plötzlich einer unerbittlichen, unnahbaren und unermesslichen Tiefe. Aus der Thatkraft, den Wünschen, Gedanken, Leiden und Leidenschaften unserer Brüder ist sie gebildet, und diese Leidenschaften sollten uns bekannt sein, denn sie gleichen den unseren. Selbst in den außergewöhnlichsten Augenblicken, bei den meist geheimnißvollen und unvorhergesehenen Unglücksfällen haben wir beinahe niemals gegen einen unsichtbaren, gänzlich unbekanntem Feind zu kämpfen.“

Hierdurch tritt Maeterlinck aus der Dämmerung des Uebermenschlichen heraus und sucht nach etwas Anderem. Zum ersten Male sucht er in der Wirklichkeit. Und was er findet, das sagt er Seite 228:

„Die Stunde ist ein zaghafter, schüchternen Reisender, der sich, je nach dem Lächeln oder dem trübem Antlitz des Wirthes, der ihn empfängt, froh oder traurig stimmen läßt. Nicht sie muß uns das Glück bringen — unsere Aufgabe ist es, die Stunde, die ihre Zuflucht in unsere Seele nimmt, glücklich zu gestalten. Weise ist der, der ihr stets auf der Schwelle mit friedvollem Zuspruch entgegentritt. Die schlechtesten Ursachen des Glückes sollte man in sich versammeln. Lassen wir darum keine Gelegenheit zum Glücklichen vorübergehen.“

Das also ist Maeterlincks neue Weisheit; aber sie ist mager und nicht neu. Nicht die Befreiung vom Leiden bringt er uns; den Gemeinplätzen des Gedankens hat er sich zugewendet. Er zerbricht nicht den Kreis der Unwissenheit und Ohnmacht — er erweitert ihn um einen Schritt, bleibt aber nichtsdestoweniger in ihm gefangen.

So formen demnach unsere Gefühle, unsere Ansprüche, unsere Weisheit oder Thorheit unser eigentliches Leben, und nicht das Loos, das uns trifft? Innerhalb gewisser Grenzen sei das zugegeben. Aber das ist keine Antwort, das ist eine Banalität. Was bildet unsere Gefühle, unsere Ansprüche, unsere Weisheit oder Thorheit, was macht uns edel oder gemein, tapfer oder feige, thatkräftig oder träge den Ereignissen gegenüber? Das ist die erste Frage, die Antwort heißt. Wir wissen sehr gut, daß, wer muthig und weise ist, stärker ist als der Kummer; wie aber wird man weise und muthig? Darauf antwortet Maeterlinck nicht. „Ludwig XVI.“, sagt er irgendwo, „ist das Muster eines sanften, tugendhaften Mannes; das Geschick wollte seinen Untergang.“ Aber keiner der Schicksalsschläge, die ihn trafen, war von übermenschlichem oder geheimnißvoll-unüberwindlichem Ursprung; kein Gott, keine andere Welt hatte sie gesandt. „In seiner Zeit erwachte ein Gefühl für Gerechtigkeit, und wir dürfen annehmen, daß eine einzige That der Energie, der vollkommenen Ehrlichkeit, der edlen, hellsehenden Weisheit den Lauf der Ereignisse geändert haben würde.“ Ja, das dürfen wir. Aber warum konnte Ludwig XVI. keine That hellsehender Weisheit vollbringen? Warum mußte er heucheln und Komödie spielen, warum konnte er nie auf-

richtig sein? Warum kann kein König eine Revolution begreifen? Warum mußte er sich den Ereignissen gegenüber so und nicht anders verhalten? Das ist die eine Seite der Frage. Und die andere Seite ist: Woher kommen die Ereignisse, die uns überfallen? Wer sendet das Schicksal, das Könige verfolgt? Warum erhob sich das Gerechtigkeitsgefühl zur Zeit Ludwigs XVI. und heischte seinen Tod?

Auch hierauf keine Antwort bei Maeterlinck. Er konnte nicht antworten. Wohl versuchte er, von der Wirklichkeit zu lernen, aber er sah sie nicht so, wie sie ist, er sah sie mit den Augen des Spiritualisten und Metaphysikers.

Mit den Augen des Spiritualisten — denn indem er behauptet, daß keineswegs die Ereignisse, die Thatsachen reell sind, sondern daß unser Reagiren auf sie das Wesentliche ist, kehrt er, ehe er es selber merkt, wieder zu seinem alten subjektiven Idealismus zurück. Wie kann Jemand die Wirklichkeit begreifen, wenn er voraussetzt, daß sich alles hinter ihr herum in unserer Seele abspielt? „Sart im Raume stoßen sich die Sachen —“; wer da leugnet, daß sie sich stoßen, hat den „Raum“, die Grenzen, in die unser Leben eingeschlossen ist, die Gesellschaft, bereits verlassen.

Mit den Augen des Metaphysikers; denn: „Ein Metaphysiker betrachtet und studirt die Gegenstände nach- und unabhängig voneinander. Wenn er das Bedürfnis fühlt, sich zu einer Gesamtansicht zu erheben, so betrachtet er die Gegenstände in ihrer Wechselwirkung; und hier hält er an, er geht nicht weiter und kann nicht weiter gehen, da die Gegenstände für ihn voneinander durch einen Abgrund getrennt bleiben; da er keine Idee von ihrer Entwicklung hat, die ihren Ursprung ebenso wie die zwischen ihnen bestehenden wechselseitigen Beziehungen erklärt.“<sup>1</sup> Gerade so sieht Maeterlinck. Für ihn scheidet ein Abgrund die Dinge; hier die Seele, dort die Außenwelt, hieß es früher — hier Tugend, Abel, Weisheit, dort die Ereignisse, das Schicksal, klingt es nun. Im Grunde aber ist nichts verändert, nur der geheimnißvolle Schimmer ist fort. Wohl sieht Maeterlinck etwas von der Wechselwirkung der Dinge: die Tugend unserer Seele giebt den Ereignissen, die uns treffen, eine gewisse Färbung, erklärt er. Aber darum bleiben für ihn Seele und Schicksal nicht minder starre, parallel nebeneinander herlaufende Dinge, die niemals ineinander übergehen können. Maeterlinck sieht nicht, daß bei der Formung unserer Seele, unserer Eigenschaften die Ereignisse einen Faktor bilden, und daß andererseits wieder unsere Eigenschaften, unser Wille und unser Charakter aktiv in den Lauf der Geschehnisse eingreifen können. Er sieht nicht, daß alle Ursache Folge, und alle Folge wieder Ursache werden kann. Er sieht nicht das ewige Zueinanderfließen der Dinge, die Dialektik der Wirklichkeit.

Noch weniger sieht er als Grundursache dieser Wechselwirkung eine Macht, die, obwohl weder übermenschlich noch geheimnißvoll-unerklärlich, dennoch für eine gewisse Zeit das Thun der Menschen bestimmt. Er begreift nicht, daß diese Macht, die ökonomische Nothwendigkeit, als Geschick auf das Leben von Personen und großer Gruppen von Personen — der Klassen — einwirkt und zu gleicher Zeit in ihnen gewisse Eigenschaften erweckt und pflegt: sie stark im Erdulden, kräftig im Abwehren, bildungshungrig oder schwach und feige macht. Er begreift nicht, daß in diesem Widerspruch das Wesen der Geschichte besteht — daß die Menschen zugleich selber ihr Geschick formen und ihm unterworfen sind, daß die Schicksalsschläge, die Ludwig XVI. trafen, ebenso wenig zufällig und unbegreiflich und ebenso nothwendig waren, wie der Mangel an Einsicht und Aufrichtigkeit,

<sup>1</sup> Plechanow, „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“, S. 164.

der ihn durch diese Schläge untergehen ließ. Wenn er das sehen könnte, wenn er die Naturnothwendigkeit der gesellschaftlichen Bewegungen erkennen würde, wenn er zugleich die aktive, die eingreifende Macht sähe, die wiederum von einer Menschengruppe, einer Klasse ausgeht, und mit welcher diese ihrerseits die äußerlichen Ereignisse (das, was Maeterlind „Schicksal“ nennt) beeinflusst, dann würde er den Kern der Geschichte finden, während er bisher nur ihre Schale in Händen hielt. Dann würde er sehen, daß auf Seiten der Arbeiter die Kraft ist, die die Ereignisse zum Guten wendet, die Weisheit und der Muth, die aus Schmerz und Druck eine neue Welt aufbauen, dann würde er auch das große menschliche Werk sehen, das die Arbeiterklasse durch ihren Kampf errichtet: den Theil des Schicksals, der die Menschen regiert, kleiner und kleiner zu machen, indem sie es ihnen möglich macht, ihre Produktion — das heißt ihr gesellschaftliches Leben — zu beherrschen.

Solange Maeterlind in der geheimnißvollen Sphäre der unbewußten Gefühle blieb, schien er Vielen groß, wie ja jeder vom Nebel umhüllte Gegenstand groß erscheint. Das Unbestimmte machte seine Poesie verführerisch, und bei jedem neu erscheinenden Werke erfüllten seine Bewunderer die Lande mit seinem Ruhme. Wer ihn nicht verstand, den schalteten sie roh und nüchtern; die Phikster standen still bei Seite und schwiegen. Seine scheinbare Wallfahrt zu einer überirdischen Schönheit und Reinheit begeisterte die Schwachen; er galt für den Schöpfer einer neuen Poesie, für einen großen, ursprünglichen Dichter, ja, für den Schöpfer einer neuen Moral — für einen Heiland! Beim Erscheinen von „La Sagesse et la Destinée“ blieb es still. Es muß für Viele eine Enttäuschung gewesen sein. Er trat hier aus dem Nebel heraus, und sie sahen ihn kleiner und ärmer, als sie dachten. Die Funken von Schönheit und innerem Leben, die in der Welt des Zwielfichts um ihn hingen, verloren ihren Glanz im Lichte des Alltags. Daß diesem Buche die scheinbare Tiefe seiner früheren Werke fehlt, spricht gegen den Glauben, als sei er ein großer Denker; daß er, der das wahrscheinlich auch selbst gefühlt hat, doch öffentlich aus dem Nebel trat und sich in seiner Armuth und Nacktheit zeigte, das spricht für seine Aufrichtigkeit und seinen geistigen Muth. Wahre Armuth ist besser als der Schein des Reichthums. Ganz natürlich, daß das Echo der Bewunderung und Liebe bei diesem Buche schwieg: als die Gluth des Verborgenen und Tiefsinnigen, womit er den Untergang der Bourgeoisie verkündet hatte, erbleichte, sah sie sich und ihr Leben wieder grau und fahl. In „La Sagesse et la Destinée“ ist Maeterlind, der Verherrlichter der Bourgeoisie, gestorben — als seine Gedanken die Berührung der Wirklichkeit fühlen wollten, loderten nicht Flammen aus ihnen empor, sondern sie sanken in Nische zusammen.

## VI.

Mit „La Sagesse et la Destinée“ schien Maeterlind gänzlich in den Sumpf gerathen; zweifellos ist dieses Buch das schwächste seiner Werke, es ist weilkäufsig und matt. Langathmige moralphilosophische Reflexionen ohne Zusammenhang mit der Wirklichkeit laufen, wie edel und erhaben auch die Absicht ist, auf marklose, unbedeutende Behauptungen hinaus. Als Künstler hatte Maeterlind eine bestimmte Ader verfolgt und erschöpft — wie ja jede Kunst, die sich von der Wirklichkeit entfernt, sich erschöpfen oder in Wiederholungen zu Grunde gehen muß —, sein ferneres Schicksal hing nun davon ab, ob er eine andere Ader finden würde. Und das schien zweifelhaft; gerade weil er in einer gewissen Richtung so weit gegangen war und sich so peinlich auf sie beschränkt hatte, sah es so aus, als ob er nichts Anderes in sich triebe. Aber er war reicher, als wir dachten; er

besaß zwiefache Anlagen: die Fähigkeit, sich in die abstraktesten und meist unstofflichen Träumereien zu versenken, zugleich aber auch die Neigung, die stoffliche Welt in all ihren kleinen Besonderheiten zu genießen und zu beobachten, eine Eigenthümlichkeit, die der vlämischen Rasse und der vlämischen Kultur von jeher eigen war. Die ekstatische Seite hatte er bis zur Uebersättigung gepflegt und ausgelebt, nun erhielt die andere — die natürlich schon immer in ihm gewesen und wohl in seinem Leben, nicht aber in seiner Kunst zum Ausdruck gekommen war — die Oberhand. Diesmal war sein Stoff die Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die er sehr gut und genau und mit inniger Liebe kennen gelernt hatte; nicht die menschliche, aber dennoch eine gesellschaftliche, ein komplizirtes, äußerst interessantes Gemeinwesen in der Natur.

In „La Vie des Abeilles“ (Das Leben der Bienen) erzählt Maeterlinck von den großen Ereignissen, die sich bei diesem Völkchen abspielen: von ihrer Geburt, ihrer Entwicklung, ihrer Befruchtung, ihrem Sterben, von der Drohnenschlacht, dem Schwärmen, dem Brautflug der Königin und von der Anpassung der Bienen an neue, ihnen von den Menschen aufgedrängte Verhältnisse. Er zeigt uns, daß das höchste Gesetz, das die ganze Lebensweise dieser Thiere regelt, die Aufopferung des Individuums zu Gunsten der Art und des lebenden Geschlechtes zu Gunsten des kommenden ist. Hier und da unterbricht er diese Schilderungen durch Betrachtungen über Aehnlichkeiten und Unterschiede ihrer Verstandeskkräfte und Neigungen mit den menschlichen, über die Art und Begrenztheit auch unserer Kenntnisse u. s. w. Und den Hintergrund für das alles bildet — wie könnte es auch anders sein — die Natur, und zwar jener Theil von ihr, in welchem das Leben der vom Menschen zu seinem Hausthier gemachten Biene sich abspielt: die Gärten und Fluren Mitteleuropas zur Sommerzeit. Erscheint es nicht sonderbar, daß man in diesem Werke Maeterlincks von seiner alten Auffassung der Natur als einer unheimlichen Macht keine Spur mehr findet, und daß die frühere Angst völlig verschwunden ist? Solange er die Natur in Zusammenhang mit den Menschen seiner Phantasie sah, solange er sie sich als den Spiegel vorstellte, der ihre Gefühle der Furcht, Angst und Hilflosigkeit zurückwarf, als das geheimnißvolle Gebahren, das die Ereignisse ihres Lebens einleitete oder sie begleitete, solange hatte er sie als grausam und unheimlich empfunden. Nun er sie aber nicht mehr mit den Geschicken der Menschen, sondern mit dem Leben der Thiere und dem Empfinden seines Herzens in Zusammenhang bringt, schwindet die Wolke, die zwischen ihm und den beglückenden Gefühlen hing, die die Natur auslöst — schwindet auch die Wolke, die ihn noch immer von der schönen Kunst trennte.

Nicht der kleinste Vorzug dieses an klarer Schönheit so reichen Buches ist, daß man sich fortwährend dieses Hintergrundes bewußt bleibt — der lachenden Natur, der glücklichen Stunden voller Dürfte, Farben und Klänge, des mittäglichen Gefummels und der Blütenfülle der Gärten, all des sanft abgetönten Ueberflusses und der milden Luft der mitteleuropäischen Sommerzeit. Maeterlinck hat sich niemals an der geschraubten Ausdrucksweise und Wortjagd vieler französischer Schriftsteller betheiliget, er hielt seine Sprache rein, flüssig und verständlich; aber die gesuchte Lebens-einfalt seiner Schöpfungen — bis zum meist allgemeinen Symbol — spiegelte sich auch in seiner Sprache wieder und machte sie simpel und karg. Nun hat sich zu der alten Reinheit des Stils, die er stets besaß, da ja sein Gefühl rein war, noch neuer Reichthum gesellt; und in schöner Einheit von Form und Inhalt paßt sich seine Sprache dem blühenden Reichthum der Wirklichkeit entspringenden Vorstellungen und Gefühle an: etwas von der

Sonnengluth dieser sommerlichen Tage, von dem Schimmer der goldigen Flügeln, von der klaren Durchsichtigkeit der frischen Hontgscheiben geht, den herrlichen Gesetzen eines gelungenen Kunstwerkes zufolge, in den Körper seiner Sprache über.

Von dem ersten Bienenkorb und der Umgebung bescheidenen Glückes, wo er zuerst die Bienen kennen und lieben lernte, giebt Maeterlinck folgende Schilderung:

„Es war vor Jahren, in einem großen Dorfe Seeländisch-Flanderns, jenes sauberen, anmuthigen Landes, das noch mehr als Seeland, der Hohlspiegel Hollands, den Sinn für lebhaftere Farben in sich vereinigt und liebevoll, als wäre es ein hübsches solides Spielzeug, seine Giebel, seine Thürme und bunten Karren betrachtet — die Spinden und Uhren, die aus dem Hintergrund der Hausflure hervorblicken, die kleinen Bäume, die seine Häfen und Skandale einfassen, als warteten sie auf eine naive, wohlthuende Festlichkeit; die Barken und Boote mit den geschmückten Steuern, die Thüren und Fenster, Blumen gleichend, seine tadellosen Schleusen, seine winzigen, farbenfreudigen Drehbrücken, seine Häuschen, die wie harmonische Keramik lackirt sind und aus denen glockenförmige, mit Gold und Silber geschmückte Frauen hervorstreten, um auf den von weißen Zäunen umgebenen Wiesen die Milch zu melken, oder auf dem tadellos grünen, rautenförmigen oder ovalen Teppich der blumigen Beete Wäsche auszubreiten.“

Ist der Maeterlinck von „Das Leben der Bienen“ ein Anderer als der der Dramen und Essays? Gewiß ist, daß er hier eine andere Seite seines Wesens zeigt. Hauptsächlich aber ist es die neue Sphäre, in der sich seine Eindrücke, Vorstellungen und Gefühle bewegen, die ihn zu einem Anderen macht. Solange er über den Sinn des menschlichen Lebens grübelte und schrieb, fand er — der den naiven christlichen Glauben nicht besaß, dem der gewissenlose Individualismus der Renaissance fremd war, der aber auch aus dem sich auf die Wirklichkeit stützenden sozialistischen Idealismus keine Kraft schöpfte und doch zu hochgestimmt und aufrichtigen Geistes war, um sich mit einem Surrogat zu begnügen — keine Sicherheit, keine befriedigende Erklärung der Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft. So baute er einen Tempel der Unbewußtheit und Unwissenheit, in dem er die Angst und Hilflosigkeit anbetete! Nun aber verläßt er die Menschen und wendet sich einem anderen Theile der Natur zu; und darüber schreibt er mit der Empfänglichkeit des Dichters, aber auch mit der Sehnsucht nach Wissen, dem stolzen, aufrechten, reinen Wahrheitsdurst des modernen Naturforschers.

Ja, es ist der Geist der modernen Naturforschung, der modernen Naturerkenntniß, des Besten, Edelsten und Bescheidensten in ihr, ihrer unwiderstehlichen Beharrlichkeit, ihres Stolzes und ihrer Demuth zugleich, den Maeterlinck in diesem Buche verkörpert hat. Er wurde ihr Dichter und zeigte sie, wie es einem Dichter zukommt, in ihrem schönsten Lichte. Sie war eine Führerin; auf den irdischen Wegen der Beobachtung und des Experimentes, auf denen sie der Wahrheit nachgeht, folgte er ihrer Spur und vergaß dabei die unermessliche Leere, in der er so lange umhergeirrt war.

Selbstverständlich verkert Maeterlinck das ihm angeborene starke Gefühl für das Unergründliche, Unerkennbare nicht; aber er überträgt es von dem menschlichen Geschick — wo es als unmännliche Schwäche wirkt — auf das Wesen der Natur, und dadurch erhält es eine allgemeine, religiöse Färbung. Er mildert es durch die Freude an dem schon Bekannten und Durchschauten und reißt den Stachel der Schwäche aus durch die Erwartung zukünftiger vollkommenerer Kenntniß.

Vielleicht wird die Naturkunde sagen, daß, trotz des Korrektivs gründlichen Beobachtens und Experimentirens, der Hang zum Räthselhaften und die Phant-

taste Maeterlinck verleiten, nicht immer die Forderungen der modernen Thierpsychologie in Anwendung zu bringen, die die Erscheinungen des Thierlebens so viel wie möglich auf die einfachsten Instinkte zurückführt. Und es kann wohl sein, daß er, unbewußt durch seine Phantasie veranlaßt, in vereinzelt Fällen unnöthiger Weise menschliche Verhältnisse und Gefühle unterstellt.<sup>1</sup> Es kann wohl sein, daß er noch hin und wieder, seinem eigenen Ausdruck nach, seine Freude „über der Wahrheit“ sucht, da, wo ein nüchternen Geist von der Wahrheit selbst beglückt wäre. Aber wir finden seine eigene Apologie in seiner Antwort an den Dichter, der, nachdem Maeterlinck den „Brautflug“ von Königin und Drohne von allen poetischen Legenden entkleidet und physiologisch erklärt hatte, ihn fragte: „Müssen wir also die Freude immer über der Wahrheit suchen?“

„Ja, bei jeder Gelegenheit, in jedem Augenblick, bei allen Dingen müssen wir, zwar nicht über der Wahrheit, was unmöglich ist, weil wir nicht wissen, wo sie ist, aber doch über den kleinen Wahrheiten, die sich uns eröffnen, unsere Freude suchen. Wenn ein Zufall, eine Erinnerung, eine Illusion, eine Leidenschaft, mit einem Worte, irgend ein Eindruck, bewirkt, daß ein Gegenstand sich uns schöner als Anderen zeigt, dann sei uns vor Allem dieser Eindruck werthvoll. Kann sein, daß er irrig ist: der Irrthum verhindert nicht, daß der Augenblick, in dem uns der Gegenstand am meisten bewundernswürdig erscheint, der ist, in dem wir die größte Möglichkeit haben, ihn in seiner wahren Gestalt zu erkennen. Die Schönheit, die wir ihm verleihen, richtet unsere Aufmerksamkeit auf seine wirkliche Schönheit und Größe, die man nicht so leicht entdeckt und die in den Beziehungen enthalten sind, die jeder Gegenstand zu den ewigen Grundgesetzen und -Kräften haben muß. . . . Glückselig die Augen, für die es keiner Illusion bedarf, um zu sehen, daß das Schauspiel groß ist! Die Andern lehrt die Illusion sehen, bewundern und genießen. . . .“

Hier hat der Dichter und nicht der Naturforscher das Wort, aber es ist der Dichter, der weiß, daß ohne die Macht bewundernder Liebe und idealer Gesinnung die Wahrheit nicht gesucht und das Glück, das sie bringt, nicht gefunden werden kann. Es ist nothwendig, daß die Menschen „über der Wahrheit“ genießen, daß sie sich einem Gegenstand mit Leidenschaft hingeben um einer Schönheit willen, die sie darin finden, damit Andere sich, durch den Ruhm dieser Schönheit angezogen, dem Gegenstand nähern, ihn zur Hand nehmen und untersuchen, um dann möglicher Weise die unvermuthete Frucht einer ganz anderen Schönheit zu finden. Wer von uns denkt dabei nicht an die Utopisten, an Männer wie Morus, Owen, Fourier, die bei ihrem Sozialismus doch gewiß das Glück über der Wahrheit, in Illusionen gesucht haben, die aber durch die Liebe zu ihren Illusionen auch Andere in gleiche Richtung zogen und dazu beitrugen — wer kann sagen, in welchem Maße —, daß die „wahre Größe und Schönheit“ des gesellschaftlichen Lebens erkannt wurde. Wir, die wir unser Glück nicht mehr in der Illusion des utopischen Sozialismus, sondern in der Wahrheit der Sozialdemokratie finden, wir wissen, daß auch in diesem Falle die Illusion die Nährmutter der Wahrheit war.

<sup>1</sup> W. Wundt giebt in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“ einige Beispiele, wie die von menschlichen Zuständen und Verhältnissen übernommenen Bezeichnungen, wie Königin, Staat, Sklaven den Untersuchern unbewiesene Vorstellungen suggerirt haben. Es ist möglich, daß auch Maeterlinck, zum Beispiel wo er es so darstellt, als ob die Arbeitsbienen der Königin aus Ehrfurcht niemals den Rücken zutehrten, einer durch das Wort Königin erweckten Gedankenverbindung folgt. Ueber diese und ähnliche Stellen zu urtheilen, überlassen wir den Beobachtern des Thierlebens, den Fachleuten.

Ich sagte, daß möglicher Weise hier und da ein Diener der naturwissenschaftlichen *Nur-Wahrheit* — einer von denen, die sich in ihrer *Abforbirtheit* um die Schönheit der *Wahrheit* nicht kümmern — *Maeterlinck* vorwerfen könnte, daß er noch mit *liebkosendem Blicke* einer *verführerischen*, aber bereits im *Nebel* zerfließenden *Illusion* folge, während er doch, wenn er das *Haupt* gewendet hätte, eine *junge*, vielleicht noch nicht ganz erwachsene *Wahrheit* hätte sehen können. Das sind aber *Ausnahmen*. *Beinahe* überall, wo er die *Wahl* zwischen der Schönheit der *Illusion* und der der *Wahrheit* hat, entscheidet er sich ohne *Zögern* oder *Bedauern* für die *letzte* als die der *Liebe* würdigste. „Ich will die *Wahrheit* nicht *ausschmücken* wie so *Viele*, die über die *Bienen* geschrieben haben“, sagt er *Seite 115*. „... Hier wie unter allen Umständen muß man an dem *Grundsatz* festhalten: Wenn die *splinternackte* *Wahrheit* im *Augenblick* weniger groß, weniger *edel* oder weniger *interessant* scheint als der *eingebildete* *Schmuck*, den man ihr geben könnte, so tragen wir selbst die *Schuld* daran, wir, die die stets *überraschenden* *Beziehungen*, die sie mit unserem noch *unbekannten* *Wesen* und mit den *Gesetzen* des *Weltalls* verknüpfen, noch nicht zu erkennen vermögen. Und in diesem Falle ist es nicht die *Wahrheit*, der das *Vergrößern* und *Veredeln* noth thut, sondern unsere *Einsicht*.“

Diese Worte bilden die *Einleitung* zu dem *Kapitel*, in dem *Maeterlinck* von den fast immer *fehlgeschlagenen*, das heißt *negativ* ausgefallenen, *Experimenten* erzählt, die er anstellte, um über die *Verständigungsmittel* der *Bienen* ins *Klare* zu kommen. Hier half er also *tapfer* mit, eine *poetische* *Illusion* zu zerstören, um *größere* *Wahrheit* und *bessere* *Einsicht* zu gewinnen.

An anderer Stelle lesen wir:

„Wir kennen nicht das *Ziel* der *Natur*, das für uns die *Wahrheit* ist, die über aller anderen *Wahrheit* steht. Aber um der *Liebe* zu dieser *Wahrheit* willen, um in unserer *Seele* die *Bluth* für ihre *Erforschung* lebendig zu halten, ist es *nothwendig*, daß wir sie *groß* wahren. Und wenn wir eines *Tages* erkennen, daß wir uns auf *falscher* *Fährte* befunden haben, daß sie *klein* und *unzusammenhängend* ist, so wird diese *Entdeckung* gerade durch die *Begeisterung* herbeigeführt werden, die ihre *vermeintliche* *Größe* uns *einsflüßte*; und ihre *Kleinheit* wird, wenn wir ihrer gewiß sind, uns *lehren*, was wir zu thun haben. Inzwischen ist es nicht zu viel verlangt, daß wir, wenn wir sie *suchen* wollen, alles, was unser *Verstand* und unser *Herz* *Mächtiges* und *Kühnes* besitzt, in *Bewegung* setzen. Und wenn das alles auch nur auf etwas *Klägliches* hinauslaufen sollte, so wäre es doch kein geringes *Werk* gewesen, die *Kleinheit*, die *Nichtigkeit* des *Zweckes* der *Natur* aus *Licht* gebracht zu haben.“

Hiermit ist die *Schönheit* der *unverschleierten* *Wahrheit* und der *Triumph* des *Wissens*, zu welchen *Resultaten* es auch führen möge, *klar* und *erhaben* ausgesprochen. Das ist die *stolzeste* *Haltung*, die der *menschliche* *Geist* im *Vorgefühl* seiner *künftigen* *Freiheit* annehmen kann — *Freiheit* nicht in dem *Sinne*, daß er über der *Natur* stehen, sondern daß er sie *durchschauen* wird. Klingen die *Worte* des *alten* *blinden* *Großvaters* aus „*Pelléas et Mélisande*“ — dieser *Hymnus* auf die *Unwissenheit* — nicht wie *verlorene* *Töne* von einem *sumpfigen*, *nebligen* *Strande* her gegenüber diesem *hellen* *Muthe*?

\* \* \*

Schon viele *Schriftsteller* haben unter dem *Einfluß* der *naturwissenschaftlichen* *Methode* gearbeitet, das heißt die *Menschen* als *Naturwesen*, als *Gegenstand* der *Untersuchung* und des *experimentalen* *Studiums* beschrieben. „Das *Leben* der



Wienen“ aber ist, soviel ich weiß, das erste Buch, in dem die Ergebnisse der Naturforschung den Stoff für ein dichterliches Gemüthsleben bilden und als eine neue Schönheit empfunden werden!<sup>1</sup> Von nüchternen Forschern uneben und roh geliefert und darum des Reizes bar für Alle, die eine neue Schönheit nicht selbst entdecken können, sondern denen sie gezeigt werden muß, erhalten wir hier diese Ergebnisse von Schönheit gesättigt zurück. Nun erst können sie in den Schatz, in den gemeinsamen geistigen Besitz einer Zeit als Elemente aufgenommen werden, nun erst, wo ihre gesetzmäßige Schönheit uns bewegt, wie die der religiösen Naturerklärung frühere Geschlechter bewegt hat. Die Bedeutung und der besondere Reiz dieses Buches liegt nicht in dem glücklichen Gleichgewicht zwischen dem Spiele zweier verschiedenartiger Elemente: der positiven Wissenschaft und des lyrischen Gefühls, sondern darin, daß hier ein Künstler — das heißt ein Organismus, der befähigt ist, durch viele Vorstellungen und Begriffe bewegt zu werden, sie durch mannigfaltige Gedankenverbindungen zu bereichern und sie in klaren, plastischen Tönen auszudrücken — ein Bild von einem Theile der Natur gab, wie sie die Forschung erschlossen hatte; ein Bild von ihrer Strenge, ihrer Sannenhaftigkeit, ihrer Vielfältigkeit und ihrem Reichthum.

Es ist selbstverständlich, daß in einem Buche über das Leben der Wienen ihre gesellschaftliche Organisation mit der unseren verglichen wird; dieser Vergleich drängt sich so sehr auf, daß wohl kein Schriftsteller unterlassen hätte, ihn zu ziehen. Auch Maeterlinck zieht ihn, und es ist vielleicht kein Zufall, daß er beide Male, wo er es thut — einmal, indem er darüber spricht, „was Wienen sagen würden, wenn sie die Menschen beobachteten“, ein anderes Mal, indem er beschreibt, wie an Kraft und Verstand uns weit überragende Wesen von einem anderen Planeten sich über uns aussprechen würden — eine treffende, scharfe Kritik des gesellschaftlichen Ausblicks liefert, wobei der Hinweis auf die Kapitalisten als „in einer glänzenderen Haut stekende und oft umfangreichere Geschöpfe“ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das ist um so auffallender, weil in keinem von Maeterlincks früheren Werken auch nur die leiseste Anspielung auf gesellschaftliche Zustände vorkommt. In den hier angeführten Stellen (Seite 44/45 und 298) ist von der alten Vorstellung von unbekanntem und unbegreiflichen Mächten, die das Menschenloos leiten und regeln, nichts mehr zu finden; dagegen wird auf die realen und sehr gut gekannten gesellschaftlichen Verhältnisse mit nur nothdürftig verborgener Parteinahme für die Unterdrückten angespielt. Die heiße, plastische Weise, in welcher dies geschieht, erweckt in uns den Gedanken, daß möglicher Weise das Studium der Natur Maeterlinck noch dazu bringen wird, die „wirkliche Schönheit und Größe der Menschenwelt“, der gesellschaftlichen Organisation, das heißt, mit seinen eigenen Worten „ihre Beziehungen zu den ewigen Grundgesetzen und Kräften“ zu suchen. Wird dieses feine und tiefe Talent nach vielen Irrfahrten noch den Weg zur sozialistischen Auffassung finden? Wir wissen es nicht, aber dürfen es hoffen.

<sup>1</sup> Das erscheint nicht zutreffend, wenn man zum Beispiel an Sully Prudhomme denkt; auch dieser begründete sein dichterisches Gemüthsleben auf der modernen Naturwissenschaft — aber er hat sich nicht bis zur sinnlichen Empfindung, nicht bis zur vollendeten Kunst erhoben. Bei ihm bleibt es beim dichterischen Philosophiren, und darum wirkt er akademisch und kalt.